[Um]fang acht Seiten

Einzelbezug 10 Pfennig

[D]ER STURM

[W]OCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

[R]edaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 [F]ernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme [H]annover, Artilleriestr 15 u. Berlin W 35, Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

[JA]HRGANG 1910 BERLIN / DONNERSTAG DEN 15. DEZEMBER 1910 / HANNOVER NUMMER 42



Flucht aus dem Paradies Zeichnung von Oskar Kokoschka

Tolstoi

Der grosse Schriftsteller der russischen Erde

Von N. M. Minski

Schluss

Jetzt nach Verlauf vieler Jahre wird es begreiflich, warum Tolstoi seinerzeit nicht auf die verschiedenartigen Einflüsse und Strömungen der städtischen Intelligenz in Russland reagierte.

Natürlich regte bei Erscheinen von „Väter und Söhne“ jedes Wort Basarows die Leser tausendmal mehr auf, als die unklaren Träume eines sterbenden Andrej Wolkonski oder die naiven Aphorismen Karataews. Aber in der ungeheuren Perspektive von Schicksal und Wahrheit, in der Tolstoi das russische Leben darstellte, mussten ihm die Kulturbestrebungen einiger Journalisten und Studenten als eine oberflächliche und zufällige Erscheinung vorkommen, die mit den Wurzeln und den Kräften des russischen Bodens nicht zusammenhängen. Und der grosse Schriftsteller der russischen Erde hatte recht. Jetzt scheint auch uns allen das Schicksal und das Gefühl Wolkonskis und Nechljudows nicht minder bedeutend als das neue Wort Basarows und Neshdanows.

Durch die innige Verbindung Tolstois mit dem Genius der russischen Erde wird das Lesen seiner Werke allen und jedem erleichtert, ihre kritische Erklärung aber äusserst schwierig. Wie es mit Shakespeare in England und Goethe in Deutschland geschah, wuchs das Werk Tolstois über das Maass der ästhetischen Kritik hinaus, wurde zu einer Erscheinung der nationalen Geschichte und kann nur im Zusammenhang mit der Geschichte der russischen Erde erklärt werden. Seine Einfachheit, die bis zum Unwirschen geht und gleichzeitig in jedem Wort brüderliche Zärtlichkeit ausströmt, seine furchtlose Offenheit, die einen unerschütterlichen Glauben an sich wie einem Gefühl der Demut entspringt, sein kulturentwickeltes gewaltiges Genie, und die Lossagung von der Kultur zugunsten der Erde und der finsteren Bauern: das ist kein Einzelerlebnis, das ist eine volkspsychologische Erscheinung. Und dasselbe wird man von der verneinenden Seite seines Schaffens sagen müssen, weil in Tolstoi das Genie nicht nur seine volle Höhe, sondern auch seine Grenze erreicht hat.

Als nach Beendigung der Anna Karenina Tolstoi für einige Jahre verstummt war, hätte man, nach der Lösung Lewins zu urteilen, glauben können, dass er sich des höchsten, auf der Erde erreichbaren Glückes erfreue — — im Bewusstsein seines verdienten Ruhmes, im Kreise seiner geliebten Familie, inmitten des geliebten Volkes. Damals aber schrieb Tolstoi an Fet: „Unsere Lage in der Welt ist schrecklich. Sobald erst der Mensch zur höchsten Stufe der Entwickelung gelangt ist, sieht er klar, dass alles Unsinn und Trug ist, und dass die Wahrheit, die er trotzdem über alles liebt, dass diese Wahrheit schrecklich ist, und wenn man genau zusieht, erwacht man plötzlich und mit Schrecken sagt man: was ist denn das? Wenn nicht heute, so wird morgen Krankheit, der Tod über geliebte Menschen, über mich kommen. Meine Taten werden vergessen, die Hauptsache ist aber: Ich werde nicht sein.“

Es zeigte sich, das die Beruhigung Lewins eine scheinbare war, dass der Geist der Verneinung und des Zweifels Tolstoi ebenso getroffen hatte, wie die meisten zeitgenössischen Menschen. Gewaltiger als die Anderen, fühlte er einen gewaltigeren Schmerz und seufzte lauter. Unter welchem Gesichtspunkte man auch die Ursachen dieses Uebels unserer Zeit betrachten mag, so scheint eines unzweifelhaft: dass man es nur dann heilen kann, wenn in der Seele des Menschen die Ueberzeugung von der Zweckmässigkeit des Daseins wieder auflebt. Diese Aufgabe ist eine philosophisch-religiöse und keine philantropische.

In jedem Falle muss der Verkünder, der bereit ist, die Menschheit von diesem unseligen „Wozu“ zu retten, mit der grössten Klarheit die Frage von sich selber beantworten, worin diese Rettung besteht — in der Liebe zum mythischen Gott oder zu den Menschen-Brüdern. Tolstoi hat diese Frage nicht entschieden, ja er hat sogar nicht die Kraft besessen, ihr gerade ins Auge zu sehen. Indem er die Menschheit auf neue Wege führen wollte, ist er selber zurückgekehrt zum früheren, zu dem von Lewin bereits zurückgelegten Weg, der zum Dorf, zu der ackerbauenden Arbeit führt.

Liest man die letzten Werke Tolstois, so fühlt man, dass man in einen Kreis von Widersprüchen und Missverständnissen geraten ist, der keinen Ausgang hat. Da verkündet Tolstoi ein neues Christentum, ein göttliches Verhältnis zur Welt an Stelle des bisher herrschenden persönlichen Verhältnissses und des heidnischen Gemeinwesens. Das persönliche Verhältnis zur Welt findet den Sinn des Lebens im Streben zum persönlichen Glück, das heidnische — dem Wohl der Familie und des Volkes zu dienen, das christliche — Gott zu dienen. Fragt man Tolstoi, auf welcher Grundlage er das neue christliche Verhältnis zur Welt aufbaut — auf dem Glauben und der äusseren Offenbarung oder aber auf der Vernunft und der inneren Offenbarung — beeilt er sich, philosophische Dispute vermeidend, zu erwidern, dass das göttliche Verhältnis zur Welt das Beste sei, weil es die Menschen lieben und dem Wohle des Volkes dienen heisst. Wenn man also erfahren will, wie „den Menschen dienen“ — die ebenso sterblich sind wie ich — sie vor der Furcht des Todes und dem Entsetzen über die Zwecklosigkeit des Lebens rettet, antwortet Tolstoi, dass dies unbedingt rettet, weil wir so handelnd den Willen Gottes erfüllen. Aus diesem Kreise gibt es offenbar keinen Ausgang. Aber Tolstoi, scheint es, sucht keinen Ausgang. In den letzten Werken beschäftigt er sich mit der Frage der reinen Philosophie und — so seltsam es auch sein mag — sogar die Religion. Bald begeht er sich vor der Gottheit, als der mythischen, dem ausserweltlichen Anfang alles Lebens. („Tust Du denn, was von Dir der fordert, der Dich in die Welt gesandt hat, und zu dem Du sehr bald zurückkehrst?“) Bald betitelt er ein Buch: „Das Reich Gottes ist in Euch“ oder das Christentum nicht als mystische Lehre, sondern als eine neue Auffassung des Lebens.

Einzeln genommen überrascht jedes von den neuen Werken Tolstois durch seine Kühnheit, seine Offenheit, und seine edle Einfachheit. Aber seine Lehre hat keinen philosophischen Mittelpunkt, sie hat keinen lebenerzeugenden Keim, aus dem er in unserem Bewusstsein erspriessen könnte. Ich weiss, wie niedrig Tolstoi das Bestreben der Philosophie, den Zweck des Lebens zu erfassen, schätzt. In einem noch nicht veröffentlichten Privatbrief sagt er:

„Der Fehler aller vielredenden und müssigen Philosophie besteht darin, darüber zu raisonnieren, was die Welt und ihr Anfang ist. Das zu wissen ist ebensowenig notwendig, wie das, wie viele Knöpfe die Weste Ihres Portiers hat. Man muss eines wissen: Wie soll ich leben? Man muss nicht erfahren: Habe ich einen freien Willen oder nicht? Sondern: Wie ist die Kraft zu gebrauchen, die ich als die Freiheit des Willens erkenne? Man sagt, dass man zuerst mit Hilfe des Aristoteles, Comtes und anderer erkennen muss, was die Welt ist und was ich bin. Aber das ist nicht wahr, das ist der listige und hinterlistige Sophismus der faulen Sklaven . . . . . Wie der Junge. der sich vor mir rühmte, dass er schon Wörter buchstabieren könne. Als er das Wort Pfote buchstabieren sollte, fragte er mich: „Welche Pfote — die Hunde- oder die Wolfspfote? Was ist die Welt und was sind wir in Ihr? Wir brauchen es nicht zu wissen, wenn wir auch das halbe Leben dem Studium von all dem, was darüber geschrieben wurde, widmen. Ebenso wissen wir immer, was wir tun müssen, wenn wir nur das wissen wollen. Aristoteles und der Bauer und alle müssen das eine oder das andere bald tun. Man hat keine Zeit zu warten, bis man erfahren wird, was die Welt ist (sogar wenn es möglich wäre, das zu erfahren).“

Das ist mit der gewohnten Tolstoischen Kraft und Klarheit gesagt — aber der grosse Schmerz bleibt, dass auf die Frage: Wie soll man leben? das Gewissen nicht allen eine und dieselbe Antwort gibt. Als Aristoteles das Problem studierle: Was ist die Welt? war er ebenso überzeugt, dass er gewissenhaft vorging, wie Tolstoi, wenn er über Aristoteles lacht. Und der noch grössere Schmerz ist, dass auf die Frage: Wozu leben? das Gewissen vollständig ohnmächtig ist, irgendwelche Antwort zu geben. Tolstoi scheint zu vergessen, dass nicht die Erkenntnis der Sündhaftigkeit, soderu die Erkenntnis der Zwecklosigkeit des Lebens ihn veranlasst hat, den neuen Glauben zu suchen. Aber zwischen der Verzweiflung des Menschen, der die Zwecklosigkeit des Menschen erkennt und einen freundlichen oder feindlichen Verhältnis zu den Menschen gibt es kein direktes Band. Die Türken, die die Armenier töteten, haben sich keineswegs mit der Frage über die Zwecklosigkeiten des Lebens abgemüht. Im Gegenteil, sie glaubten gewissenhaft zu handeln, dass sie durch ihren fanatischen Hass den Willen des, der sie schickte und der ihnen den ewigen Lohn verheisst, erfüllen. Aber mann kann sich dem Dienste der Menschheit widm und doch mit Tolstoi wiederholen: „Wenn nicht heu so morgen kommen Krankhelt, Tod über gelieb Menschen über mich. Meine Taten werden vergesse die Hauptsache ist: ich werde nicht sein.“

Es wäre ungerecht, Tolstoi der Furcht vor d Philosophie zu beschuldigen. Er ist auch in dies Hinsicht der Schriftsteller der russischen Erde gebliebe die ihm kein Material für philosophische Systeme u die Gründung eines neuen Glaubens geboten hat.

Der Genius der russischen Erde hat in Tolst den küntlerischen und sittlichen Höhepunkt erreic und in ihm auch seine philosophische Ohnmacht offe bart. Man schätzt bei uns den Gedanken im Ve hältnis zum Gefühl etwas zu gering ein.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russisch von Luise Flachs-Fokschaneanu

---

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

IV

Der Staatsrat

Beinahe den ganzen Tag — schier zwölf Stunde hindurch — war die Stadt Ulaleipu ein grosses Theat gewesen. Sämtliche Residenzler hatten bei den grosse Festspielen mitgespielt.

Im Mittelpunkte der Aufführungen stand „Der Zan der Berggeister und der Wasserdrachen“. In diese Komödie hatten sich die kolossalsten Ungeheuer prä sentiert — auf den Bergen einerseits und unten i schwarzen See andererseits: die Grösse der Riese leiber und die kolossale Stimmkraft der Riesen hatte die allgemeinste Bewunderung erregt; selbst der Kaise hatte zum Zeichen der Anerkennung gelächelt und wie es Sitte ist, mit der Spitze des linken Zeigefinger die Nasenspitze berührt, und die Provinzler waren fas närrisch vor Begeisterung geworden. Aber es liess sic auch nicht ein einziger Tadel aussprechen — so vo trefflich nahm sich alles aus. Und des Abends sprac man in den Gärten und auf den Terrassen imme wieder davon und erklärte immer wieder, dass di Theaterkunst doch wahrlich keine so üble Kunst s — — besonders dann nicht, wenn ein ganzes Vol mitspielt und mittätig ist.

Am Abend ruhte sich alles aus, sodass die Sta so still erschien wie sonst — nur die glitzernden Turm stangen und die bunten Stickereien erinnerten dara dass die Stadt Ulaleipu ihr Frühlingsfest feierte.

Und als nun die Nacht hereinbrach, blieb es zuer überall so dunkel wie sonst; nur die kleinen Lampe brannten in den Häusern. Dann aber flammten hoc oben auf dem grossen Seebalkon der Kaiserburg rot Pechfackeln zum Himmel empor, auf dem Seebalko hatte sich der Staatsrat versammelt.

Der Staatsrat bestand aus hundert Herren, die m dem Kaiser zusammen das Land Utopia regierte diese hundert Herren bildeten jetzt einen Kreis n sprachen leise flüsternd über die nächsten Regierung geschäfte.

Dann aber ertönten feierliche Glocken, die da Nahen des Kaisers verkündeten. Fünfzig der Mitgliede des Staatsrates traten nach rechts und stellten sich i eine Reihe auf, und links taten die anderen fünfzi dasselbe. Jedes Mitglied des Staatsrates hatte auf jede Schulter eine zehn Meter hohe künstliche Feder, di sogenannte Schulterfeder, die in Form und Farbe de Galauniform entsprach. Jede Uniform war anders un bezeichnend für die Tätigkeit jedes einzelnen Herre

Als nun der Kaiser kam, verbeugten sich die Herre und zwar so, dass sich die Spitzen der hundert Schulte federn von rechts mit denen von links oben berührte Und unter diesem Federdach schritt der Kaiser langsa geradeaus dem See zu; der Kaiser trug einen lange weissen Bart, einen einfachen roten Purpursamme mantel mit goldenem Gürtel und eine einfache golden Zackenkrone auf den langen weissen Haupthaaren.

Der Kaiser ging zum Rande des Seebalkons u setzte sich dort auf seinen Tron; die zweihunde Schulterfedern gingen langsam wieder in die Höhe u standen nun wieder steil und still da.

V

Die bunte Nacht

Die Pechflammen auf dem Seebalkon verlöschten allmählich. Und auch die Lampen in den Häusern der Stadt wurden ausgemacht, so dass es dunkle Nacht wurde in ganz Ulaleipu.

Nur die Sterne leuchteten oben am Himmel — und die Mondsichel oben in der Mitte des Himmels.

Ganz stille war die Nacht.

Dann aber kam eine Lichtgestalt oben aus den Bergen heraus und schwebte langsam hernieder und wurde immer grösser, während sie herniederschwebte; aus riesigen innerlich erleuchteten schlauchartigen Ballons war die Lichtgestalt gebildet — und bunt war sie — sehr bunt.

Und brennende Augen hatte die Lichtgestalt und wunderliche wulstige Gliedmassen, die aber immer wieder anders leuchteten, da die elektrischen Lichter im Innern des Ballons in ständiger Bewegung waren; von den Stricken, an denen die Lichtgestalt heruntergezogen wurde, sah man nichts, da ja die Nacht ringsum ganz dunkel war.

Und die Lichtgestalt lagerte sich über die Stadt an den Bergabhängen, und eine feierliche geisterhafte Musik begrüsste sie.

Danach ward wieder alles ganz still, und der ersten Lichtgestalt folgte nun eine zweite — und der eine dritte — und jede war immer abenteuerlicher als die andere.

Und es kamen immer mehr Lichtgestalten aus den Bergen herunter, so dass bald der ganze Talkessel, in dem die Stadt Ulaleipu lag, von lagernden und schwebenden Lichtgestalten erfüllt war.

Ein geisterhaftes Schauspiel.

Und ein Farben- und Lichtschauspiel, dessen unheimliche Grossartigkeit geradezu erdrückend wirkte. so dass die Musik der fünfzig Kapellen, die nur immer für ein paar Augenblicke zu hören war, doch zuweilen wie ein Erlösendes hineinklang.

Wie ein überirdischer Alp schwebten und lagerten die ungeheuren Lichtgestalten über die Stadt.

Als nun aber alle Ungeheuer unten waren, da wurde plötzlich der schwarze See zu einem grossen Lichtkaleidoskop — und das funkelte und glühte und floss und flutete und bildete Spiralen und Ecken und Kanten und Diamantenspässe und Quallenwunder, dass das Auge ganz geblendet wurde.

Danach sangen alle Residenzler zusammen das Frühlingslied des Dichters Itambara.

Und dann wurde eine Lichtgestalt nach der anderen dunkel und der schwarze See wurde auch dunkel.

Und dann wurden oben wieder die Berge rot — und sie bekamen wieder ihre goldenen Ränder.

Der Morgen kam.

Und der Kaiser stieg von seinem Thron herab und ging wieder durch das Dach der Schulternfedern in seine Burg hinein — so wie er gekommen war.

VI

Der Morgenwitz

Als nun Philander der Siebente, Kaiser von Utopia, wieder in seiner Kaiserburg war, da ging er mit raschen Schritten in seinen grossen Bibliothekssal, und der Staatsrat folgte dem Kaiser — ebenfalls mit raschen Schritten, dass die Schulterfedern wackelten. Im Bibliothekssaal brannten nur ein Dutzend elektrische Lampen in rotem Rubinglase, und die fünfzehn Meter hohen Spiegelscheiben der Fenster sahen ganz blau aus.

Durch die hohen Flügeltüren kamen nun die Mitglieder des Staatsrates feierlich mit ihren zehn Meter hohen Schulterfedern herein; es wurde Kaffee getrunken und ein stärkender Kognak dazu. Der Kaiser gab den Dienern ein Zeichen, und die Diener verschwanden.

Nun war der Kaiser mit seinem Staatsrat in seinem Bibliothekszimmer allein. Es war nun die Pflicht des Kaisers, dem Zeremoniell entsprechend einen Witz zu machen.

Philander der Siebente stellte sich vor seinen grossen Spiegel, nahm seine weissen Augenbraunen ab und auch den weissen Bart und die Krone und das weisse Haupthaar — und drehte sich um und zeigte seinem Staatsrat sein glattrasiertes Gesicht mit den kalten blauen etwas müden Augen und dem rötlichen kurzgeschnittenen Haupthaar. Die Mitglieder des Staatsrates lächelten und verbeugten sich; diese Entkleidungsszene entsprach dem Zeremoniell. Auch der rote Purpurmantel fiel, und der Kaiser stand nun in einfachster schwarzer Kleidung da und sagte leise:

„Meine Herren! Sie wollen den Morgenwitz hören. Sie sollen ihn hören. Ich erkläre Ihnen hierdurch, das ichs müde bin, Kaiser von Utopia zu sein; ich werde ein Jahr pausieren und mich vertreten lassen. Denken Sie über eine geeignete Persönlichkeit, der man meine Kaiserrolle übertragen kann, ordentlich nach Ich lege mich zu Bett. Schlafen sie wohl! Guten Morgen!"

Der Staatsrat zitterte vor Erregung, und der Zermonieenmeister sprach mit heftig wackelnden Schulterfedern:

„Grandiosität, ist dieser Scherz ernst gemeint?„

Der Kaiser Philander sagte dazu lächelnd:

„Der Kaiser von Utopia pflegt stets im Ernste zu scherzen. Denken Sie über meinen Stellvertreter nach — aber ordentlich.!"

Und der Kaiser verliess seinen Bibliothekssaal, begab sich in seine Schlafgemächer, liess sich rasch auskleiden und war nach fünf Minuten fest eingeschlafen.

Der Staatsrat aber befand sich in fieberhafter Aufregung; der Morgenwitz des Kaisers hatte den Staatsrat ganz aus der Fassung gebracht.

Der Kaiser träumte währenddessen von ganz feinen Geistern, die sehr gross waren, aber dabei so dünn — wie Spinngewebefäden.

Fortsetzung folgt

Die Wallfahrt zu Orazio

Erzählung von Max Brod

Von einem herrlichen Geiste handelt das Nachfolgende, von einem überaus tüchtigen und einzigartigen Menschen, der jedoch leider sein ganzes Leben lang aus einem Netz von gewissen Gedanken nicht entrinnen konnte. Aber lassen wir ihn darüber selbst zu Worte kommen:

„Alles, was ich anfasse, gelingt mir sehr kunstvoll. In allen Tätigkeiten des Geistes habe ich schon das Aeusserste geleistet. Das ist mein Unglück. Ich kann deshalb nicht froh werden.

Anfangs machte es mir allerdings sehr viel Vergnügen, wenn ich so recht in Ruhe und Sicherheit zusah, wie sich irgend ein Stümper stimmungslos am Klavier abquälte und die Finger zappeln liess. Wenn ich mich dann dazusetzte, gab das Stück erst den rechten Klang und Schwung her . . . Ein Maler zitterte mit dem Pinsel über unsichere Konturen. Ich griff hin, und ein Antlitz, ein wirkliches Antlitz, lag in seinen Farben auf der Leinwand . . . Einer zerfolterte sich den Kopf mit Gleichungen und analytischen Berechnungen. Wenn ich hinzutrat, fühlte ich, wie die Exempel sich mit mir verbündeten. Sie waren schon aufgelöst, ohne dass ich mir viel Mühe mit ihnen zu nehmen brauchte . . . Und dieses Gefühl des Verbündetsein mit allen Problemen hatte ich später sehr oft. Alle kamen sie mir freudevoll entgegen, sie öffneten sich wie Blumenkelche . . . Ein Redner sotterte. Ich wusste, dass das Thema dieser Rede mit mir verbündet und gleichsam befreundet war. Es wartete, bis ich es behandeln wollte. Dann tat ich es, und jetzt erst gab es alle seine Seiten und Unterlagen und Ausblicke in blitzartig wechselnden Bildern her . . . Ja, aus allen Kompositionen und dichterischen Werken fühlte ich das Unvollkommene, das Spröde, das Abgerungene heraus. Und mich befiel schon beinahe ein Grausen, wenn meinem Geiste all dies gelang, was ich versuchte, wenn ich spürte, wie alle Dinge mir gerade zuströmten und liebevoll, liebevoll entgegenkamen . . .

So hätte ich mich schon damals einsam und unverstanden gefühlt, schon damals, wenn die schönen Frauen und Orazio nicht gewesen wären . . .

Die schönen Frauen, die waren mir ein rechter herzerfreuender Trost in meiner alles überragenden Vollkommenheit. Was sind das doch für ausgezeichnete, überaus treffliche Geschöpfe der Natur! Sie stehn nur da, und man ist schon entzückt. Sie bewegen sich gar, und man gerät ausser sich, man möchte sie in jeder Stellung, in jedem Punkte ihrer Bewegung festhalten, um nur ihre Schönheit und die gebeugten Linien voll geniessen, betrachten zu können und doch möchte man auch den Gesamteindruck der dahinfliessenden Veränderungen nicht missen. So entsteht ein reizender, nie befriedigter Zwiespalt der Bewundernng, und das Herz kann niemals ruhig werden. Die schönen Frauen bewegen sich also und rauschen in schönen wohlgefügten Kleidern und lächeln und reden und reden und küssen. Da ist kein Ende und keine Grenze ihrer Vollkommenheit abzusehen. . . Hier fand ich endlich Vergleichspunkte für meiner eigenen Seele Vorzüge und fürchtete eine Zeitlang nicht, mich im Unmessbaren, in vager Riesenhaftigkeit und Eremitage-Stimmung zu verlieren. . . Ich kann mich noch ganz genau erinnern, wann mir dieser Trost genommen wurde. Es war in einem Vortragsabend, und ich war wieder einmal verurteilt, zu hören, wie sich der Deklamator mit den Versen raufte, die er vorbringen wollte, und zu empfinden, wieviel besser ich dies oder jenes nein, alles bis ins kleinste herausbringen könnte. Gelangweilt schaute ich mich im Saal um, und mein Blick, der über schöne Frauennacken in Seide, feine Rücken, Hüftschwellungen und niedliche Lackreflexe im Schatten der Sessel glitt, tröstete mein Herz. Da . . . der Deklamator hatte geendigt . . . ein tobender Beifall schlug Wellen durch den Saal. Und auch die Frauen, die schönen vollkommenen Frauen . . . wie? auch die Frauen applaudierten? . . . Ja, auch sie. Und mi einem Male erkannte ich eine Grenze an ihnen, an diesen wohlgepflegten urteilslosen Körpern, ich hatte einen Makel an ihnen auszusetzen und war leider über sie erhaben. Erhaben, und verachtete nun alle Menschen mehr als zuvor.

Wie ein Rubin in einem Schlotterhaufen erschien ich mir, wie ein Sternenabglanz im Morast. Und von da an war ich bestimmt, alle Grade der Menschenverachtung durchzunehmen Von der reizvollen Ironie, dem unterhaltsamen Spotte an bis zur grausamen Unzufriedenheit, zum quälerischen Hasse. Alle Menschen, die ich vorbeigehen sah, schienen mir nur geduldet, untergeben, nichtig. Auf die Kniee nieder vor mir und seid froh, dass ihr kriechen dürft, so schien es mir geboten, sie anzurufen. Es schien mir Pflicht, sie an die Wahrheit, an ihre Niedrigkeit zu erinnern . . . . Denn alle waren im unklaren über dieses selbstverständliche tatsächliche Verhältnis. Nun wohl, sie hatten mich gern, sie ehrten mich und lobten meine Werke. Aber tausend unvergleichlich schlechtere Werke anderer daneben. Und wenn ich selbst, um sie zu prüfen, einmal etwas Minderwertiges leiste, so lobten sie es ebenso und fanden keinen Unterschied Sie bereiteten mir sanfte Erfolge, etwa so, wie man ja auch die Oper Carmen zuerst freundlich neben vielen anderen aufgenommen, eine oder zwei Nummern daraus sehr beifällig angehört hatte, ohne im mindesten die alles überragende Grösse dieser Musik zu ahnen. Mich aber zwingt ein sonderbares Raum- und Ranggefühl, auf Ordnung und klares Erkennen der Unterschiede unter den Menschen hinzuarbeiten. Ganz gewiss, wenn nicht ich der Hervorragendste wäre, wenn Gott einen anderen mit so überaus hervorstechenden Eigenschaften gestraft hätte, so würde ich als erster und feurig in seinen Dienst treten und seine Herrlichkeit predigen . . . und, o, wieviel glücklicher wäre ich da! Aber weg mit diesen sentimentalen Regungen und Riegeln des Geschehens Ich muss, ich muss, und wenn es mich noch soviel Ueberwindungen meiner Scham, des Mitleids, aller Gefühle kostet, wenn ich auch alle missverständlichen Vorwürfe der Eitelkeit und Selbstsucht und des Grössenwahns über mich ergehen lassen soll, ich muss verkünden, dass ich den höchsten Gipfel der bisherigen Menschheitsentwicklung darstelle. Ich muss alle auffordern, zu mir emporzublicken und zu mir emporzusteigen. Es ist meine heilige Aufgabe, Klarheit, Klarheit zu bringen; das Aristokratische zu lieben, das, was sich abstuft und differenziert, die reinlichen übersichtlichen geometrischen Figuren, das Schema der Begabungen. Ich will ziffernmässige Resultate um mich sehen, keine chaotischen Massen, nein, nicht diese dumpfen vornehmen Verkennungen des Realen.

Und schon damals hätte ich mich ganz einsam und unverstanden gefühlt, schon damals, wenn der Gedanke an Orazio mich nicht getröstet hätte."

Orazio war ein berühmter Weiser und Dichter in einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands, an einem Fürstenhofe. Alles, was er anfaste, gelang ihm überaus kunstvoll. In allen Tätigkeiten des Geistes hatte er schon das Aeusserste geleistet. Aber lassen wir darüber den einzigartigen unglücklichen Menschen, der uns bisher erzählt hat, selbst weiter berichten!

„Dieser Weise in einer mitteldeutschen Stadt war mir ein rechter herzerquickender Trost in meiner alles überragenden Vollkommenheit. Ich hatte seine Poesien gelesen, seine politischen Pläne begeistert mitgefühlt, seine Kupferstiche angeschaut, seine fundamentalen Entdeckungen in der Farbenlehre, in Botanik und Anatomie nachgeprüft. In unsäglicher Wonne überlegte ich oft den Gedanken, dass er ein mir Ebenbürtiger, mein anderes Ich sei. Ich genoss in Phantasie herrliche Gespräche mit ihm, wundervolle Einverständnisse über die Köpfe all der niederen Menschen hinweg, scherzhaftes und doch so tiefernstes Erraten der Gegenreden, Entgegnungen vor der Aussprache, Repliken vor der Antwort, innige Freude und Würdigung in Gebärden und funkelnden Augensternen. Und wie ein Blitz traf es mich, als ich einmal sein Bild erblickte und eine nicht undeutliche Aehnlichkeit zwischen uns beiden feststellen konnte . . . Auf, zu ihm, dort ist meine Heimat, und seine Heimat ist bei mir, so jubelte mein Herz, wir werden nun beide nicht lange mehr einsam sein . . .

Orazio war in seinem Garten, als ich eintrat. Ebenso gross und stattlich wie ich schritt er über den Weg einher unter dichten weissen Haaren in wirbelnde Sonnenflecken. Ich war in glühender Spannung auf das Aeusserste gefasst, auf eine feurige, tränenreiche Umarmung der Seelen, auf eine Offenbarung. Er kam näher, reichte mir liebevoll die Hand und sah mir in die Augen. Ich nannte meinen Namen. Da leuchtete sein schönes Griechenantlitz freundlich auf, er sprach von meinen Wundertaten, die er natürlich längst kannte wie ich die seinen. Wir kamen sofort in ein angenehmes Gespräch, er zeigte mir seine Anlagen, mit bedeutender Gebärde wies er auf die jungen Obstbäume hin, die er selbst gepflanzt hatte, er machte mich auf die neue Mooshütte an der Felswand, auf Ausblicke in eine heitere Ferne aufmerksam. Mit gütigen Worten geleitete er mich dann in sein palastähnliches Wohnhaus, über Marmor nnd Teppichbänder in einen kühlen weiten Speisesaal.

Ich war darüber erstaunt, hier keine Einsamkeit zu finden, nein, ein freundliches Gedränge von Menschen, die ihm alle entgegeneilten und nicht ohne Bewegung auf ihn einsprachen. Er ordnete alles durch Nicken, Lächeln, Winken, und bald sassen wir an der wohlgedeckten Tafel, ich als Gast an seiner Seite. Rote und gelbe Flaschen, Fruchtschalen, glänzende Schüsseln und gemalte Teller streuten ihre Farben über das weisse Tischtuch.

Nach dem fröhlichen Essen kam man in Gespräche. Und nun freute es mich sehr, wie alle diese meinen Orazio ehrten. Es hatte mich befremdet, dass er sich in Gesellschaft vergnügte; aber jetzt ging mir ein Licht auf. Diese Gesellschaft war ihm ja vollkommen untergeben, erkannte seine masslose Ueberlegenheit, sah in ihm einen einzigartigen Gipfel. Die einen häuften Lob auf ihn, die anderen baten um Urteil und Rat. Man brachte Statuetten, geschnittene Steine, technische Risse, Experimente über den Magnetismus, Gedichte jüngerer Leute, Notizen aus seltenen Büchern. . . . Es war recht häuslich und gemütlich anzusehen, wie eine grosse geistige Familie mit ihrem Oberhaupt.

Und als der Andrang verebbt war, zog Orazio ein Manuskript aus einem silberbeschlagenen Holzkästchen und begann mit schöner Stimme vorzulesen. Ich lauschte hingegeben den neuen reichen Ausdrücken, der gewaltig-lieblichen Gestaltung. Begeisterung und heilige Andacht, alle die idealen Gefühle, die ich bei den üblichen Anlässen nicht mehr anwandte, befielen mich dieser Kunst gegenüber. Und ich war entrüstet, als einer sich erlaubte, mitten in den Vortrag einzufallen. Nun, man könnte sein Lob und seine Begeisterung doch ein wenig zurückhalten dachte ich mir, man könnte doch den Meister sein herrliches Werk ausreden lassen. . . . Wie erstaunte ich aber, als ich dem Unterbrecher näher zuhörte und vernahm, dass er garnicht lobte, nein, dass er, dieser kühne Tor, tadeln wollte, ein Wort meines Orazio tadeln wollte. Ich dachte mir: nun, der wird schön ankommen! und freute mich schon auf die selbstherrliche Zurechtweisung. . . . Aber nein und nein. . . . kaum konnte ich die ganze Bedeutung dieses Ereignisses auf einmal fassen . . . . Orazio lächelte wie vordem, menschenfreundlich und still, er besah die Stelle, schüttelte den Kopf und strich, ja er strich wirklich das angegriffene Wort aus. Nun erhoben sich im weiteren noch andere Stimmen; und jeder wurde Gehör gegeben, manche nach liebenswürdiger Widerlegung zurückgewiesen, viele gar viele aber durch Aenderungen berücksichtigt.

Ich war wie betäubt von dieser Wendung.

Und es gab dann noch eine Unterredung im Garten, die mich vollends jeder Hoffnung beraubte . . . Ich war mit ihm hinter den übrigen zurückgeblieben. Wir schritten langsam durch den Gesang der Vögel und den Abendsonnenschein.

Ich sagte: „Du hast dich doch nur verstellt, Orazio. Du hast doch nicht im Ernst den Torheiten deiner Tischgenossen Gehör gegeben“

Er zeigte mir das Blatt. Es war toll gestrichen, wirklich geändert: „Warum denn nicht?“

Und, du siehst nicht ein, dass man diese Leute nicht im Wahne neben dich stellen kann, dass man sie völlig und ohne Vorbehalt verachten muss, dass ihre Art zu denken und zu leisten von der deinen sternenweit verschieden ist?

Er sah mich mit fröhlichen Augen arglos an.

„Und du weisst also nicht, dass wir beide wie zwei Rubine unter Schottersteinen leuchten, wie zwei Sterne im Morast; und dass wir uns durch ein Gotteswunder als Zwillinge des Geistes endlich, endlich unter diesem Pöbel gefunden haben!“ . . . Das aber wollte ich nur sagen. Von seinem ruhigen menschenfreundlichen Lächeln verstummte meine Rede.

Ich schwieg. Und als wir die übrigen laut plaudernden Spaziergänger eingeholt hatten, da schlug ich unbemerkt einen Seitenweg ein. Die kühle Abendluft . . . Gesang der Vögel . . . von ferne muntere Stimmen wie Springbrunnen . . . Ich konnte mein Leid nicht ertragen, ich fiel mitten im Wege auf den nackten Boden nieder und weinte stundenlang . . .

Nun ja, Orazio war sehr lieb zu mir, überaus herzlich, und bewirtete mich drei Tage. Er schickte sogar einen Maler in mein Quartier, der mich für seine Gemäldegalerie porträtieren musste. Aber zwanzig andere neben mir wurden mit denselben Ehren empfangen. . . . Es herrschte eine weiche, nivellierende, weltzufriedene Stimmung in seinem Garten und in seinem Hause, es herrschte ein süsses, lügenhaftes, vornehmes Glück dort, eine leichtsinnige Abgeklärtheit, eine angenehme Kameradschaft mit den Mindern, ein wärmelndes Gleichheitsgefühl.

Sollte darin vielleicht schon eine höhere Entwicklung liegen als die, welche ich bisher erreicht habe? . . . Dieser Gedanke schoss mir manchmal durch den Kopf.

Ich musste schnell abreisen. Ich musste diesen Gedanken abweisen. Denn leider kann ich einem Netz von andern Gedanken nicht entrinnen; meiner Aufgabe, Klarheit zu verbreiten und alle Menschen aufzufordern, zu mir aufzublicken und zu mir aufzusteigen.

Und nun . . . seit meiner Wallfahrt zu Orazio fühlte ich mich wirklidh einsam, unverstanden . . . in der ganzen lächerlichen Banalität, die diesem ekelhaften Worte zukommt!“

Ueber Architektur

Von Adolf Loos

Aus dem Vortrag, den **Adolf Loos** im **Verein für Kunst** hielt, sei hier eine kleine aber wichtige Stelle mitgeteilt.

Das Haus hat allen zu gefallen, zum Unterschiede vom Kunstwerk, das niemandem zu gefallen hat. Das Kunstwerk ist eine Privatangelegenheit des Künstlers. Das Haus ist es nicht. Das Kunstwerk wird in die Welt gesetzt, ohne dass ein Bedürfnis dafür vorhanden wäre. Das Haus deckt ein Bedürfnis. Das Kunstwerk ist niemandem verantwortlich, das Haus einem jedem. Das Kunstwerk will die Menschen aus ihrer Bequemlichkeit reissen, das Haus hat der Bequemlichkeit zu dienen. Das Kunstwerk ist revolutionär, das Haus ist konservativ. Das Kunstwerk weist der Menschheit neue Wege und denkt an die Zukunft, das Haus denkt an die Gegenwart. Wir lieben alles, was unserer Bequemlichkeit dient und uns bestätigt. Wir hassen alles, was uns aus unserer gesicherten Position reissen will und uns belästigt.

Und so lieben wir das Haus und hassen die Kunst. So also hätte das Haus nichts mit der Kunst zu tun und wäre die Architektur nicht unter die Künste einzureihen? Es ist so. Nur ein ganz kleiner Teil der Architektur gehört der Kunst an. Das Grabmal und das Denkmal. Alles andere, das einem **Zweck** dient, ist aus dem Reiche der Kunst auszuschalten.

Wenn das grösste Missverständnis, dass die Ku[nst] etwas ist, was einem Zwecke angepasst werden ka[nn,] erst wenn das lügnerische Schlagwort „angewan[dte] Kunst“ aus dem Sprachschatz der Völker verschwind[et] wird, erst dann werden wir die Architektur unse[rer] Zeit haben. Der Künstler hat nur sich selbst [zu] dienen, der Architekt der Allgemeinheit. Aber [die] Verquickung von Kunst und Handwerk hat beiden, der Menscheit unendlichen Schaden zugefügt. [Die] Menschheit weiss dadurch nicht mehr, was Kunst [ist.] In sinnloser Wut verfolgt sie den Künstler, und v[er]eitelt dadurch das Schaffen des Kunstwerkes. [Die] Menschheit begeht stündlich die ungeheure Sünde, [die] nicht vergeben werden kann, die Sünde wider [den] heiligen Geist. Mord und Raub, alles kann vergeb[en] werden, aber die vielen neunten Symphonien, die [die] Menscheit in ihrer Verblendung durch Verfolgung [des] Künstlers wie durch Unterlassungssünden verhindert h[at,] die werden ihr nicht vergeben. Die Konterkarieru[ng] der Pläne Gottes.

Die Menscheit weiss nicht, was Kunst ist. „D[ie] Kunst im Dienste des Kaufmanns“ hiess neulich ei[ne] Ausstellung in München und niemand lachte bei d[em] schönen Worte „angewandte Kunst.“

Wer aber weiss, dass die Kunst dazu da i[st,] um die Menschen immer weiter und weiter, imm[er] höher und höher zu führen, sie gottähnlicher [zu] machen, der empfindet die Verquickung von materielle[m] Zweck mit Kunst als Profanation der grössten Gött[in.] Und die Menschen lassen den Künstler nicht gewähr[en,] weil sie keine Scheu vor ihm haben, und das Han[d]werk kann sich mit den Zentnergewichten idealer F[or]derungen nicht frei entfalten. Der Künstler hat [ja] den Lebenden keine Majorität hinter sich zu habe[n.] Sein Reich ist die Zukunft.

Eine Verlorene

Von Hermann Wagner

Josefa Novotny war ein Freudenmädchen. Ei[ne] Verlorene. War Dirne in einer Kleinstadt.

Seit Jahren schon bediente sie die Stammgäste ein[es] kleinen, etwas abseits gelegenen Wirtshauses, das d[en] Namen „Zum grünen Tale“ führte. Sie war nic[ht] mehr jung, noch weniger schön wusste sich aber [im] Besitze zweifellos schätzbarer und anziehender Eige[n]schaften, da sie jedem, der es nicht wissen wollte, m[it] Nachdruck zu versichern pflegte: sie sei zwar ke[in] Kind mehr, stelle aber jeden zufrieden, und Gäste, [die] sie einmal besucht hätten, kämen stets wieder.

Schnitt sie auf! Wohl kaum. Sie machte nic[ht] den Eindruck. Ihr Element war das Solide. Das B[e]häbige. Das Gesunde und moralische. Raffinier[te] entflammende Sinnlichkeit, feuriges, wild betäubend[es] Temperament lagen ihr gleich fern. Wenn sie fessel[te,] geschah es wohl nur, weil sie anders war als [die] meisten.

Sie wäre entrüstet gewesen, hätte ihr jemand vo[r]geworfen, sie verkaufe ihren Körper. Gegen ein[en] Schandlohn (wie man sagt). Und wäre ihr moralis[ch] gekommen. Wie hätte sie sich gewehrt! Wie? [Ob] man denn glaube, sie sei „so Eine?“ Das verbit[te] sie sich! Man möge Madame fragen! Ob sie Schuld[en] habe? Je krank gewesen sei? Sich Liebhaber halte? . . Bebend vor gerechter Entrüstung hätte sie so gesproch[en] und wen auch immer mit heiligem Zorn vernichtet.

Nein, Liebhaber hielt sie sich nicht. Die kostet[en] Geld und raubten nur Zeit. Gefühl ist nicht ihre Sach[e.] Sie war ein wackeres Weib, das das Leben sehr er[nst] nahm, sich rechtschaffen durchschlug und das sei[ne] zusammenhielt. Umsichtig schaltete sie mit dem vo[m] Himmel verliehenen Pfund. Ihren Körper verkaufe[?] Gegen einen Schandlohn! Nie! Sie vermietete i[hn.] Auf Stunden. Höchstens auf Nächte. Ordentlich, w[ie] man ihn empfangen, hatte man ihn wieder abzuliefer[n.] Gegen fest normierte Gebühren. Unbilliges verlang[te] sie nicht. O nein! Ehrlich währt am längsten. S[ie] stand auf reellen Füssen. Und die Masse muss [es] bringen. . .

Sie war eine Freundin der älteren Herren. D[ie] jungen liebte sie nicht, namentlich die Forschen u[nd] Kecken waren ihr ein Gräuel. Die wüst mit dem Gel[d] herumwarfen, sich betranken und gemein wurden. D[as] schönste Verdienst hätte sie nicht vermocht, sich [zu] ihnen zu setzen. Da kniff sie stets aus. N[...]

schüchterne, unerfahrene Burschen mochte sie leiden, die, wenn sie sie ansah, noch rot wurden und unter ihren Händen stammelten und zitterten. Zu denen war sie zärtlich, nannte sie „Mäuschen“ und „Bubi“ und bemutterte sie. Plünderte sie auch nicht aus. Gab ihnen im Gegenteil gute hygienische Ratschläge und Warnungen mit auf den Weg. Und legte ihnen vor allem eins immer dringend ans Herz: sie möchten ja wiederkommen. Und sie kamen alle.

Ihre Spezialität aber waren die älteren Herren. Denen war sie aufrichtig zugetan. Sie hatte ihrer sehr viele. Privatiers, Beamte, Gewerbetreibende, ja sogar Handwerker und Arbeiter gehörten zu ihren festen Kunden; sie bildeten ein sicheres Stammkapital, von dessen Zinsen sie lebte. Ein jeder von ihnen hatte besondere Eigenheiten, und alle diese Eigenheiten hatte sie auf das Sorgfältigste studiert und hätschelte und pflegte sie mit seltener Hingabe. Den alten Herren schien sie ein Ideal. Sie war nicht ungestüm, liess sich Zeit und kannte Rüksicht. Unzufriedene gab es nicht. Sie passte sich allen und jedem an. Nichts menschliches war ihr fremd. Verschwiegen war sie wie das Grab. Nie hätte sie einen verraten. Das war ihr Ehrensache. Das wusste man und schätzte es an ihr.

Ihr Leben hatte den geregelten Gang einer Uhr. Sie übereilte sich nicht und war auch nicht faul. Was sie anpackte, führte sie durch, und was sie zustande brachte, hatte Hände und Füsse. Nie sprach sie viel. In diesem Punkte war sie beinahe phlegmatisch. Was sie aber sagte, darauf legte sie gewöhnlich Gewicht, daran liess sie mit ausgeprägter Starrköpfigkeit nicht drehn und nicht deuten.

Sie scheute auch keine Arbeit. Nähte für sich, wusch sich die Wäsche selbst, scheuerte sogar Geschirr, Möbel und Zimmer. Und das mit der Gründlichkeit der deutschen Hausfrau. Nicht selten ging sie auf den Markt, zum Fleischer, zum Bäcker. Und kochte sich selbst. Mit rotem Gesicht, die Aermel ihrer Bluse hinaufgestreift, mit einer weissen Schürze angetan, stand sie geschäftig am Herde und war für den besten Gast nicht zu haben.

Eine ihrer hervorstehendsten Eigenschaften war die Sparsamkeit. Es gab nichts, für dass sie unnütz Geld ausgab. Sie war nicht geizig, liebte es, behäbig zu leben und nirgends zu darben. Mied aber alles Uebermass und zog weise Grenzen. Was sie kaufte, war solid, nicht prunkend. Batist und Seide kannte sie nicht. Hatte aber gute und reichliche Wäsche und Ueberfluss an Kleidern und Schuhen. Sie legte Pfennig zu Pfennig, zählte mit Inbrunst ihr Silber und Nickel, wog und schüttelte ihren Schatz und schien sich an seinem Klange, seiner Schwere zu berauschen. Eine naive Freude am Geld um seiner selbst willen beherrschte sie. Von Zeit zu Zeit machte sie sich dann festlich geputzt auf den Weg zur Sparkasse. Mit Selbstbewusstsein und einer gewissen herausfordernden Würde zog sie vor den Herren, die sie alle kannten, ihr Büchel und fügte ihrem Guthaben ein weiteres Plus hinzu. War es auch nicht gross, so wuchs es doch stetig. Und alle hatten Respekt vor ihr. So wurde sie immer älter, kühler und klüger. Auch wie es schien immer anziehender und begehrenswerter. Da sie nie schön gewesen war, konnten die zunehmenden Jahre ihr Schönheit nicht rauben. Wohl aber begann ihr Körper, der nie wüst und unvernünftig gelebt hatte, jene weiche nicht überquellende Fülle anzunehmen, die die Frau von dreissig bis vierzig Jahren, wenn sie gesund ist, reizend macht. Nur eine Sehnsucht ging heimlich durch ihr Leben. Ein Gedanke, der sie nie verliess, der alles, was sie dachte, tat und wünschte, total beherrschte, den sie wie eine schmerzliche Hoffnung verstohlen mit sich herumtrug: der Mann. Sie, die ein Heer von Männern verbraucht, die stumpf, ohne Nerven, alle Grade männlicher Gier gekühlt und gesättigt hatte, harrte verschwiegen eines Gefährten. Dass er kommen würde zweifelte sie keinen Augenblick. Dass er auch etwas ordentliches vorstellen, brav, solid sein, ein festes geregeltes Einkommen haben müsse, war ihr unerlässliche Voraussetzung. Ein kleiner Beamter oder Angestellter, ein älterer Witwer oder Junggeselle, wenn auch unansehnlich, kränklich oder alt. Ein Mann, der ihr seinen Namen gab, mit dem ihrem Leben die Erfüllung wurde. Den sie pflegen, dem sie dienen: den sie lieben konnte.

Sicher kam die Zeit. Das wusste sie. Und ruhig sah sie ihr entgegen. Die Tage kamen und gingen. Sie musste siegen.

So war Josefa Novotny. Alle, die sie kannten, schätzten sie hoch.

Das Schweigen im Blätterwald

Herr Fedor von Zobeltitz, Leutnant a. D., hat sehr schlechte Romane geschrieben, worauf das Publikum mit der in Deutschland beliebten Antwort erwiderte, dass es diese Romane kaufte. Zeitweilig kommt Zobeltitz sogar lyrisch des Weges, aber seine Worte plätschern dünn, sanfter Teeaufguss, oder haben den faden Geschmack schimmligen Roggenbrotes, den man bei der Lektüre des Dichters Wilhelm Neumann empfindet. Man sagte mir, dass Zobeltitz wohl wüsste, welcher Qualität seine Romane seien — nicht prima ff. Ware (bei dem Zobeltitzschen Engrosbetrieb möchten kaufmännische Ausdrücke am Platze sein), sondern Sortiment zu Partiepreisen mit Pfefferkuchenrabatt. Zobeltilz soll sich jedoch für einen Bibliographen halten. Nun veröffentlichte er in „Velhagen und Klasings Monatsheften,“ in denen immer noch der bis in die Fingerspitzen lyrische Carl Busse spukt, einen Aufsatz — oder nannte er ihn schelmisch lächelnd „Plauderei“?! — „Der Pegasus im Weltenraum.“ Ich weiss nicht, welche Vorstellung Herr von Zobeltitz von diesem verflixten Vieh hat — sein Musenross ist stets ein Steckenpferd gewesen; auch der Aufsatz bringt keine Lösung. Der Bibliograph von Zobeltitz schreibt mit vielen Worten wenig von schlechten Romanen, die im Aether spielen. Ein paar verschollene Schmöker eröffnen den Reigen, die man im Goedicke verzeichnet finden mag, Jules Verne wird genannt, Poe mit dem sehr schwachen Roman „Hans Pfalls Mondfahrt,“ die „Ersten Menschen im Monde,“ ein misslungenes Werk des geistreichen H. G. Wells (das im Deutschen, dank den Bemühungen des Herrn F. P. Greve völlig ungeniessbar ist) leiten zu den „Marsmenschen“ des Herrn Kurt Lasswitz und anderen modernen Schöpfungen von ähnlichem Wert über. M i t k e i n e m W o r t a b e r w i r d P a u l S c h e e r b a r t e r w ä h n t ! Sollte ihn der gelehrte Biblograph von Zobeltitz nicht kennen, nichts wissen von dem Mondroman der „Grossen Revolution“ uud von der tollen Fahrt durch den Raum in „Na prost!“ — ? Wo war Zobeltitz, als er diesen Aufsatz schrieb? — Ich glaube, er schrieb einen neuen halbsüssen Sektroman und es sass ihm etwas im Nacken. Es war aber keine Meerkatz, sondern ein Meerkater.

D i e g r o s s e R e v o l u t i o n / Ein Mondroman von Paul Scheerbart / Im Insel-Verlag Leipzig

Die Beichte eines Toren

Tagebuchnotiz

Immer wieder muss ich an warnend in die Höhe gestreckte Schwurfinger denken, wenn ich von der „Beichte eines Toren“ höre. Vor Jahren ist mir die ersten Uebersetzung in die Hände gefallen, die das normale Sittlichkeitsgefühl eines preussischen Schutzmanns in Verwirrung brachte, worauf das Buch konfisziert ward. Ich habe es jetzt wieder gelesen, jenes seltsame Buch, habe es mit dem anderen verglichen, das kaum etwas von Strindberg gibt, aber immer noch mnss ich an die zitternde Schwurhand denken. . . Warum richten, warum hassen? Sohn einer Magd! wir alle treiben auf jenem fahlgrünen Gewässer, das man Leben nennt. — Manchmal kommen Stunden, in denen etwas von uns abfällt, wie die Haut sich vom Schlangenleibe löst, aber im Gegensatz zu diesem Tiere lassen wir die Haut nicht vermodern, sondern heben sie auf, um sie eines Tages wieder anzulegen. Man muss, sparsam sein, denn die Grillen können im Winter nicht singen. Erinnerungen nennen wir die alten Häute — aber wir legen sie an, wie wir wollen. Warum schreit Strindberg immer von seinem Schmerz (den er unschuldig leiden muss)? Restif, der ein ähnliches Schicksal hatte, liebte die Frauen und dankte ihnen für alles, was sie ihm gaben. Es war wenig genug. Ist es ein Zufall, dass im „Monsieur Nicolas“ Seiten stehen, die Strindberg geschrieben und in der „Beichte eines Toren“ Kapitel sind, die Restif verfasst haben könnte? Die „Beichte eines Toren“ ist eine Welt; eine Welt voll düsterer fleckiger Gestalten. Höllenbreughel. Voll kalter Stürme und entsetzlicher Regenschauer, voll Menschen, die gepeitscht durch Einöden rasen und, schon verzweifelt, einem fernen Licht nachgehen, obgleich sie an sein Leuchten nicht mehr glauben. Ich kenne vieles von Strindberg, niemals aber empfand ich seine einsame Grösse mehr. Wie Zyklopenhammer sausen die Worte herab, ein Vergleich mit einem anderen Werke der Weltliteratur fehlt. Denn dieses Buch gehört der Weltliteratur an, wie Dantes Inferno ihr angehört. Man kann es begreifen, dass die baumwollenen schwedischen Protestanten sich lieber den sanften Paul von Heyse aussuchen, um den Nobelpreis loszuwerden, als dass sie Strindberg wählen. Dass sie sich lieber den Magen mit Malzbonbonleim verkleistern, der milde schmeckt, als durch Strindberg Revolutionen erleben. Auch in Schweden gibt es Schutzleute — und Nobel hat nur das Dynamit nicht das Pulver erfunden.

R. K. Neumann

D i e B e i c h t e e i n e s T o r e n erschien bei Georg Müller München.

„Empfehlenswerte Bücher“

Die „Insel“ war die erste deutsche Kulturzeitschrift europäischen Stils. Ihr aufzeizender Hochmut verletzte das deutsche Gemüt, ihr Kosmopolitismus rang völkischer Begeisterung jähe Verachtung ab. Und dieses gute Kulturgefühl gab ihr eine bestimmte Physiognomie, die durch keines Reporters Behendigkeit entstellt wurde. Und als sich ein Verlag um sie kristallisierte, behielt er diesen abstandsuchenden Charakter durchaus, ja vielleicht verlor er noch jenen penetranten Erdgeruch, der den seligen Bierbaum an das heimatliche Wurstland band. Der „Insel“ hat das Bedürfnis nach einem stilvollen Buchäusseren zu einer Angelegenheit des täglichen Gebrauchs gemacht.

Die meisten Dichtungen, die im Aufstieg europäischer Entwicklung an entscheidender Stelle eingetreten sind, hat der Insel-Verlag ihrem Reklam-Dasein entzogen. Es ist nun so, dass man den Don Quixote lesen kann, ohne von dem Gefühl historischen Abstands entfernt zu werden, das die üblichen Ausgaben immer heraufbeschworen. Mit innigem Vergnügen giebt man sich dem behaglichen Tempo der Irrfahrten des Gil Blas hin, empfängt diese von fröhlicher Sichtbarkeit erfüllte Prosa, ohne dass ein raffiniert verengter Druck die willige Aufnahme stört. Und ich möchte das gute Gefühl nicht entbehren, den Decameron in einer Form zu besitzen, die der Grazie des Inhalts einfühlend sich anpasst. Spartanische Seelen werden diese „Aeusserlichkeiten verachten“. Dafür aber werden sie als Vegetarier enden.

Doch das Schönste, was ich im Insel-Verlage gefunden habe, ist die Neuausgabe des jungen Goethe. In der Folge des Entstehens reihen sich die ursprünglichen Fassungen der Dichtungen aneineinder, die wir meist in der Ueberarbeitung des Alters kennen. Aber mit welch anderer Jugend, mit welch anderer Lebensenergie tritt dieser brausende Mensch vor uns, der in Flammen lodern lässt, was seine Fingerspitzen berühren. Man muss nicht durchaus Historiker sein, um mit unabweisbarer Deutlichkeit zu fühlen, wie im Lichtkreis dieser Seele alle überkommenen Dinge im neuen Glanz zu strahlen beginnen, wie längst entleerte Formen sich mit neuer Daseinskraft erfüllen. Und nie wird man sich einem Dichter näher fühlen, als beim Lesen dieser Prosa, die gleichsam den Eindruck eines privat in der Hand gehaltenen Manuskriptes suggerieren. Man erlebt das Beispiel eines dämonischen Aufstiegs, in dem jede Etappe ein immer reicheres Ausströmen ritaler Kräfte bedeutet — ein seliges Auflösen in der dramatischen Bewegtheit eines durch seine eigene Schwerkraft rasend dahinrollenden Lebens.

Auf die gelehrte Bedeutung dieser Ausgabe einzugehen liegt hier kein Grund vor. Es sei nur im Vorübergehen erwähnt, dass der Insel-Verlag für Heine und Kleist, Lenau und Heinse eine würdige Form geschaffen hat. Besonders sei nur die wunderschöne Ausgabe des Heinseschen Petronius genannt; dieses lasterhaftesten Werks der Weltliteratur, dem an epikuräischer Gelassenheit und Behagen am dekorativen Reiz der Korruption nichts zu vergleichen ist.

Dieses gleiche antike Dasein spiegelt sich in „Marius der Epikuräer“ dem reifsten Werke Walter Paters. Ich weiss nicht in welchem Masse dieses Werk in Deutschland Leser gefunden hat Ich glaube auch nicht, dass preussische Nutzgehirne diese ruhige ganz auf Ausdruck ihrer Inhalte bedachte Prosa wachend überdauern. Aber ein Mensch, der den Begriff des Stils irgendwann einmal in seiner ganzen Bedeutsamkeit erlebt hat, wird diesem Buch mit inniger

Freundschaft anhängen als machen reicherem Kunstwerk. Die geheimnisvolle Anmut platonischer Dialoge atmet in diesen Aufzeichnungen: man erlebt die zarten Wallungen einer Seele, die alle Begebnisse in sich aufnimmt, sie durch sich hindurchgleiten lässt und sie ihres besten Lebensgehaltes beraubt wieder entlässt. Es ist, als sei durch die ungeheueren Gebirge von Büchern, die antikes Leben festhalten, ein Querschnitt gemacht worden: und seine sinnvolle Zusammendeutung sei nun dieses Werk, dessen Inhalt so gleichgültig ist, dessen reine Linie jede Tatsache verzerren würde. Ich kenne wenig Bücher, die so den Rythmus unseres eignen Lebens auf eine Weile zu bändigen wissen, inn zu jenem massvollen Gleiten bestimmen, dass bei Plato Sophrosyne heisst.

Es liegt in der Atmosphäre, die den Namen Paters umgibt, dass man der Verse John Keats gedenkt, dieses katullischen Geistes voll mystischer Daseinsseligkeit. Der Ruhm dieser Verse ist zu gross, um mehr als der Erinnerung zu bedürfen. Aber ich habe nicht geglaubt, dass diese gleichsam substanzlosen Verse, dieses sanfte Verebben von Akkorden in eine andere Sprache zu fassen wäre. Nun ist es Gisela Etzel gelungen, mehr als ein Surrogat zu schaffen. Vielleicht sind die Formen etwas starrer geworden: aber jene rührende Zartheit der Annäherung an ein Objekt, jene geheimnisvolle Ausbreitung eines Erlebnisses in die zartesten Formen seines Daseins verleiht auch diesen Umdichtungen ihr eigenes Leben.

Und dann mag noch ein Hinweis auf das Werk Artur Rimbauds hier stehen: als des farbigsten, spannungsvollsten Ausdrucks der französischen Lyrik im neunzehnten Jahrhundert. Sein Leben symbolisiert sein Werk: ein Leben voll zusammengepresster Energie, heroisch und zart, verachtend und von inneren Schauern zusammengeworfen, elementar wie die Gebärde Balzacs, Rodins Werk. Wohin der Strahl dieses Auges trifft, taumeln die Dinge in bizarren Kreisen. Mikroskopisch erweitert sich zu Ungeheurem, das Weltall dampft zu einem jäh erfassten ganz zugespitztem Reiz zusammen. Die Greuel der Vernichtung in einem Stecknadelknopf Schimmel, das Chaos der Schöpfung das Erlebnis eines Augenaufschlags — so braust es in seinen Versen. Und dann die wilden Schwankungen eines wüsten Kolonisatorenlebens: um elend als Krüppel abzusterben. Der Tod im marseiller Spital, wo die matten Lippen des Ausgestossenen von Amethystsäulen und weissen Engeln flüstern: der Sterbende ist in den Ländern seiner Sehnsucht. Und jeder Vers, in dem dieses Leben sich fing, glüht von seiner atemlosen Energie.

Es ist nicht meine Aufgabe, das Inventar eines Verlages glossierend zu begleiten. Ich wünschte nur ein paar Bücher zu nennen, die den Vertrieb salonfähiger Schundliteratur ein wenig hemmen sollten. Es ist Sache des Einzelnen, über diese Angaben hinaus zum Insel-Almanach für neunzehnhundertelf zu greifen, dessen Titelzeichnung übrigens in ihrer wundervoll durchkomponierten Grazie diesem Verlag zum Symbol wird. **T.**

Götzendiener

Tod dem „Zweiten Leben"

Die Berliner Theaterkritiker haben dem letzten Bühnenwerk Hirschfelds einmütig die kürzeste Lebensdauer angesagt. Die Liebe, die Hirschfeld einstmals in so reichem Maße von der Presse empfangen hat, ist heute fast tot. Nicht einmal scheintot wie seine Evelyn Gray. Die ungetreue, ränkesüchtige Buhlerin Presse hat seinem „Zweiten Leben" ein Grab bereitet, so tief, als ihr Geschmack oberflächlich ist. Hirschfeld zählt nicht mehr zu den grossen, Tantiemengold fressenden Götzen, die man unter des Striches (mit Schächern übervölkerten) Vorhof zum Tempel der Künste an- und lobpreist. Nur noch die Symphathie der Abtrünnigen und eine schüchterne Hoffnung sind ihm sicher.

Teilweise mussten auch die Darsteller des Lessingtheaters unter dem Missgeschick des treuen Brahminen leiden:

Hier zwei Urteile über ihr Spiel:

> Oskar Sauers grosser Kunst gelang es, in dem Dr. Lyde eine Figur zu schaffen, die man so bald nicht wieder vergessen wird. Hans Marr und Mathilde Sussin vervollständigten neben anderen das glänzende Ensemble. Zu einem Siege vermochte aber auch die musterhafte Darstellung dem Stücke nicht zu verhelfen.
>
> Volkszeitung

> Die Aufführung tat freilich wenig, es zu erwärmen. Mit dem modernen Kostüm verlässt das Lessing-Theater nach wie vor die Majorität seiner guten Geister. Ueberdies blieb der Dialog zur grösseren Hälfte Geheimnis der Schauspieler. Auch Herrn Sauer, der wohl einen besonders schlechten Abend hatte, fehlte gestern die Wahrheit der Empfindung wie der Rede, die wir an ihm lieben. Die Vertreter der kleineren Partien — die Herren Froböse, Marr, Stieler, Marx, Frau Sussin und Fräulein Herterich — taten nur eben ihre Pflicht.
>
> Morgenpost

Aber keineswegs musste erst Reinhardt den Versuch machen, der Bühnenkunst eine neue Grundlage auf „geharktem Sande" zu bauen, damit wir die „Arbeit" unserer Kritiker nicht ernster als Clownspässe nehmen.

Das Mysterium der roten Weste

Heute ist Roda Roda der Mann des Tageszeitungenstaates. Seiner roten Weste (ganz zu schweigen von dem Monokel) kann kein Schmock widerstehen. Sie muss ihn selbst der leisesten Zweifel an der Klassizität des Bordellhumoristen benehmen und sie wird ein schreiendes Wahrzeichen für die frivole Wandlungsfähigkeit des sogenannten literarischen Geschmackes unserer Presse und der Gesellschaft bleiben. In Roda Roda haben sie, und es konnte gar nicht anders kommen, den „Dichter" gefunden, dessen Zoten ihrer Schwachsinnigkeit kongenial sind. Er kitzelt und erschüttert das berühmte Zwerchfell (o liebliche Umschreibung) wie keiner sonst, und er trägt zudem eine rote Weste und ein Monokel.

Im „Ulk" liess man sich letzthin zu seiner grösseren Ehre sogar zu dieser Verunglimpfung Poes herbei:

> Ein nicht gerade unbekannter humoristischer Schriftsteller schreibt unter dem Namen Roda Roda. Wie gut, dass Edgar Allan Poe (sprich Po) seinen Namen nicht ebenfalls doppelt auf die Manuskripte gesetzt hat.

Der „Ulk" sollte Poe dafür dankbar sein. Niemals wäre ihm ein derberer Klosettwitz vorweggenommen worden. Und doch — um wie viele Jahre früher hätte Poe in Deutschland Eingang und in einem Ewers seinen Meister gefunden, wenn er auf die einzige Roda Roda'sche Idee gekommen wäre, seinen Namen zu verdoppeln. Welche treffenden Beifallsworte hätte ein Schmock zum Beispiel für eine Vorlesung Poes gefunden, wenn er Roda Rodas letzten Schwankabend im Tageblatt (aber nicht im Ulk) schon dergestalt verherrlichte:

> Roda Rodas letzter Schwankabend im Choralionsaal war ein Feuerwerk von Scherzraketen, von denen nicht eine versagte. Dem Publikum war beim Genuss der überraschend pointierten Schnurren, die der Märchenerzähler in der roten Weste und mit dem Monokel zum besten gab, sehr behaglich zumute. Roda Roda hat bald den Bindestrich, den er in seinem Namen so verabscheut, zu seinem Publikum gefunden. Und nun ging es Schlag auf Schlag — jedesmal ein Schlager. Es war ein lustiger Abend erster Ordnung selbst für dickfellige Zwerchfelle. Roda Roda trug nur Eigenes vor. Ein paar Proben, die den Lesern des „Ulk" schon bekannt waren, erschienen im Rampenlicht in neuer Tönung. Kurz, es lässt sich kaum ein Jota Jota davon abstreiten, dass Roda Roda, der in seinem Akzent leise an Schroda Schroda erinnert, eine Nota Nota für sich ist.

Roda Roda und das Tageblatt ergänzen sich wie die zwei Hälften jenes Körperteils, aus dessen Perspektive Kritik und Gesesellschaft den Literaturmarkt betrachten und werten, und an den sie erinnert werden müssen, wenn nur von Poe die Rede ist.

J. A.

Kreuzberg

Wir schleifen auf den müdgewordnen Beinen
Die Trägheit und die Last verschlafner Gierden.
Uns welkten (ach so schnell!) die bunten Zierden:
Durch Dunkliges kriecht geil Laternenscheinen.

Im Trüben hat ein träger Hund gebollen.
Auf Bänken übertastet man die Leiber
Zum Teile garnicht unsympathischer Weiber.
Die schaukeln noch; wir wissen, was wir wollen.

Du gähnst mich an: in Deinem Gähnen sielt
Sich halverfaulte Geilheit. — Hundgebelle —
Und durch das überlaubte Dings da schielt,
In Stein gemetzt, der Bürgermeister Zelle.

Ernst Blass

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt

DR. S. FRIEDLAENDER
Friedrich Nietzsche / Eine intellektuale Biographie
Leipzig / G. J. Göschensche Verlagshandlung

FRIEDRICH KURT BENNDORF
Alfred Mombert / Der Dichter und Mystiker
Leipzig / Inselverlag

LUDWIG SPEIDEL
Lustige Zeiten / Weihnachtsblätter
Berlin / Meyer u. Jessen

MAX DAUTHENDEY
Weltspuk / Lieder der Vergänglichkeit
Verlag Albert Langen München

FRIEDRICH KURT BENNDORF
Samain / Essays und Umdichtungen
Verlag E. W. Bonsels u. Co München

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
I. V.: Oskar Kokoschka



Kurhaus und Erholungsheim

Schloss Neuenhagen

in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit v. Alexanderpl.)
Hauptgebäude mit Zentralheizung u. elektr. Licht, große, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. **20200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park,** grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnortsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben“ kommen vom Besitzer u. Leiter **Emil Peters**

Zeitschrift für Musterzeichner

Wirksames Insertions-Organ
Fachschrift ersten Ranges
:: **Abonnenten in allen Staaten Europas** ::
Insertionsgebühren mässig
Offerten gern zu Diensten
Schriftleitung C. Krüger Unterbarmen (Rhld.)
Hirschstrasse 49

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

:: **Nr. 311/12** ::
soeben erschienen

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

In Nummer 301-02 dieser Zeitschrift erschien:
DIE UNSCHULDIGE
Von Heinrich Mann
Aufgeführt im Kleinen Theater zu Berlin

MALSCHULE

System L. v. Kunowski
AKT / KOPF / STILLEBEN
Heinrich Richter
Eisenacherstrasse 103
Sprechstunden 12 — 1 Uhr

Max Giesswein

Kgl. Sächs. und Kgl. Württembg.
:-: **Hofopernsänger** :-:

BERLIN W. 50
Culmbacherstr. 6
Fernspr.: VIa 18926

:-: ERTEILT :-:
GESANG-UNTERRICHT

Sprechstunde 3—4 Uhr

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmersdorferstr. 75

Sprechstunde: 5—6 Uhr

Potsdamer Strasse 111 **Café Continental** **Potsdamer Strasse 111**

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts
GROSSES KÜNSTLER-KONZERT
:: Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften ::

Weinhaus Rheingold

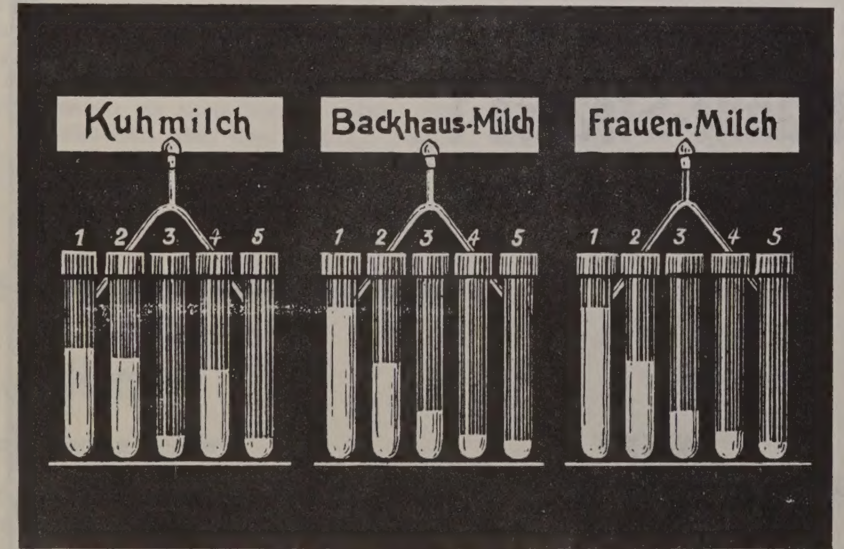
KAISER-SAAL
Täglich: **Translateur - Konzert.**

Preis 1 Mark **Preis 1 M**

Menthol-Malz-Dragée

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe
•••••• ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN ••••••
Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia“ / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee
Wohlschmeckend **Sicher wirkend**

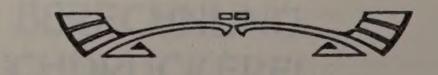
Die Kindermilch nach Prof. Dr. Backhaus kommt der Muttermilch am nächsten.



Trockensubstanzen von je 1 Liter Kuhmilch, Backhaus-Milch und Frauenmilch
1. Milchzucker — 2. Fett — 3. Eiweiss — 4. Kasein — 5. Salze

Verlag DER STURM

Unser Plakat, Künstlerlithographie in Dreifarbendruck von OSKAR KOKOSCHKA ist soeben erschienen. Den Buchhändlern und Verkäufern unserer Zeitschrift stehen Exemplare kostenlos zur Verfügung. Preis für Plakatfreunde Mk. 1.— / Vorzugsdrucke (50 Stück) Mk. 5.— nur direkt durch den Verlag :: :: ::
DER STURM, Berlin-Halensee



Gegenüber **Pichelswerder in Pichelsdorf**

Grundstücke an der Havel idyllisch gelegen neben dem **Schlosspark**, nahe der Döberitzer Heerstrasse (Kaiserdamm), preiswert verkäuflich. Näheres durch die

Bodengesellschaft des Westens
mit beschränkter Haftung
BERLIN W 66, MAUERSTRASSE 86—88
□ Fernsprecher Amt I, Nr. 7497 □

 Verantwortl. f. d. Anzeigent: D. G. Friedrichs-Hannover / Verlag Der Sturm Berlin Halensee Geschäftsstelle u. Anz.-Annahme: Berlin W. 35 / Druck v. Carl Schüssler-Hanno